

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Herbsttage in Tirol

Steub, Ludwig

München, 1867

XII. Das Trentino

XII.

Das Trentino.

(Im Januar 1867.)

Aber was nun? Da war jüngst in öffentlichen Blättern die Proclamation eines gewissen Nationalcomités zu lesen, welches dem Volke des Trentino vorhält: wie der widersinnige Zug der gegenwärtigen Gränzlinie Italiens, welche Gottes Finger doch auf die Schneekämme der Alpen gezeichnet, die traurigsten Folgen für das unglückliche Wälschtirol herbeiführe. Unter den Schneekämmen der Alpen versteht man aber bekanntlich die Oetzthaler und die Zillertthaler Ferner und man meint sohin, die Gränze ungefähr an den Brenner zu verlegen, wie uns das auch schon Anno achtundvierzig zu wissen gethan wurde. So müßten also demnächst nicht blos die gastfreundlichen Kaufherren von Bozen und die Gothen von Meran, sondern auch die Theosophen von Brixen und die Knappengeschlechter von Gossensaß den großen Victor Emmanuel als ihren „Angestantmen“ verehren! Und das schönste von allen Ländern, wo die deutsche Zunge klingt, und die schönsten Leute und all' jene Gegenden, welche deutsche Sage und deutsche Poesie so verherrlicht haben, das wäre alles so einfach abzulassen, blos für die schönen Augen unserer lebenswürdigen Nachbarn oder Nachbarinnen, wie ein Albumblatt oder eine Photographie, die man einem scheidenden Freund

in die Hand drückt! Da würde sich König Laurin im Grabe umbrechen und Wieland der Schmied, wenn er noch lebte, und alle seine Schmiedegesellen würden sich mit Hammer und Beißzangen in Berserkerwuth auf die Bersaglieri stürzen und nicht eher ausschrauben, als jenseits der Beroneser Klause unter den Thürmen von Dietrichsbern.

Das schöne Lied von den „natürlichen Gränzen“ hat bekanntlich in jedem Lande einen andern Text. Wie lange schon schmachten die Pariser Poeten nach den Nebenhalben am edlen Rheinstrom, wie lange schon sehnen sich die deutschen Barden nach Straßburg, „der wunderschönen Stadt,“ und nach dem Wasgenwalde, d. h. nach den Vogesen! In solchen Fällen sagten die Spartaner: Kommt und holet sie! Wer nicht muß, der läßt nichts ab und wenn sich der Nachbar noch so rührend darnach sehnet. Sehr gut spricht dieß ein bayerisches Volkslied aus, welches überschrieben ist: „Der träumende Bauer“ und dessen erste melancholische Strophe also lautet:

Was hilft mich mein Dichten, mein Denken?
 Steht mir doch leicht kein König nicht um — *)
 Keiner will sein Reich gütlich verschenken,
 Keiner gibt mir vom Scepter ein Trumm!

Und wirklich, es ist, trotz der gegenwärtigen Lage, nicht sehr wahrscheinlich, daß die Tiroler oder die deutsche Nation dieses angenehme Trumm ihres Reichs gütlich verschenken wollen. Wenn jetzt alle Patrioten erwarten, daß selbst jene moorigen Hufen an der jütischen Nebelküste, der fast werthlose Besitz, nur der Ehre wegen festgehalten wer-

*) „Umstehen“ heißt hier: zurücktreten, den Vorrang einräumen.

den, wie müßte es ihr Herz betrüben, wenn die herrlichen Landschaften jenseits des Brenners in Gefahr kämen, und was könnte uns trösten über solchen Verlust? Als Herzog Adalger in mythischen Zeiten die Römer bei Brixen besiegte, sprach er am Haselbrunnen: „Diese Mark diene uns immermehr.“ Herzog Theodo am Eiselbrunnen bei Trient und Kaiser Max, als er die Venetianer wieder aus Tirol geworfen, an der Veroneser Klause, sie dachten sich wohl dasselbe. Warum sollen wir nicht ebenso denken? Jedemfalls dürfen wir das Land nach den besten Staatsrechtslehrern behalten, bis es uns genommen wird. Das ist schon ein Trost.

Man hat zwar auch den Finger Gottes hereingezogen, aber über diesem waltet eine eigene Bewandniß. Die Deutschtiroler haben selbst mit bewaffnetem Auge diesen Finger noch nie über dem Brenner beobachtet; eher meinen sie in schönen Nächten wahrzunehmen, wie derselbe eine Linie zwischen Verona und Bassano ziehe und auch die deutschen Gemeinden daselbst in die vaterländischen Marken einschließe. Dort ist das Alpenland zu Ende und die italienische Ebene beginnt — die schönste Lage für eine natürliche Gränze!

Die Veroneser Klause ist in der That eine so treffliche Mark, daß es verlorene Mühe wäre, eine bessere zu suchen. In dem warmen Thal, das bei Brixen anhebt, wehen allerdings hesperische Lüfte, aber auf den Bergen daneben brausen die Wälder ganz deutsch und nach den Lüften läßt sich überhaupt schwer theilen.

Beleidigend ist es aber, daß man den Deutschtirolern jenseits des Brenners nicht einmal die Wohlthat des Suffrage universel vergönnen will. Das „Plebiscit“ ist doch

sonst das einzige Surrogat, welches an die Stelle der alten Verträge getreten ist. Allein es scheint, die Aristokraten von Trient wollen z. B. die plebejischen Pässeirer, die alte Heldegarde von Tirol, gar nicht einmal fragen, ob sie wälisch werden wollen, oder nicht — sie sollen untergesteckt werden sans phrase, gerade wie man auf dem Wiener Congreß die Völkerschäfchen vertheilte. Es ist wahrscheinlich, daß sie und ihre Kampfgenossen diese Verfügung der Proclamation sehr übel nehmen werden. Mögen sich auch die Proclamanten erinnern, daß selbst der große Garibalbi mit seinen dreißigtausend prahlerischen Hemden gegen die schlichten Tirolerbauern nichts ausrichten konnte und ungemein froh war, als er den sehr verminberten Haufen aus den Alpenschlünden heraus wieder heimwärts treiben konnte*). Wir besorgen zwar nicht, daß wir uns mit unsern hochgebildeten Nachbarn wegen dieses Landstücks, das ihnen gar nicht unentbehrlich, überworfen werden, aber wenn es doch so geschehen und wenn es wieder auf die Macht ankommen sollte, so laßt die Macht lieber unser sein! Jedem guten Deutschen muß es im Geiste vorgehen, daß die Italiener jene römischen Dörfer am Brenner wohl ebenso wenig wiederbekommen werden, als wir die deutschen Ortschaften, welche die Westgothen in Spanien oder die Vandalen in Afrika gegründet.

Ueber die natürlichen Gränzen können wir uns also nicht verständigen — bleibt sohin nur noch das engere Trentino, die italienische Sprachgränze und die Stadt

*) Garibalbi sagte damals selber, daß er mit 1000 Mann Sicilien, mit 20,000 Neapel, in Tirol aber mit 50,000 nicht einmal zwei Berge erobert habe.

Trient übrig und da werden wir sehen, daß auch diese Frage sich verschiedentlich auffassen lasse.

Aber Trapparti nennt doch das schöne Trient eine città italianissima! Es ist auch wirklich die italienischeste Stadt in Tirol, allein es bleibt gleichwohl die deutscheste in Italien. Wir wissen ja, mit welcher Macht sich die Gothen und zumal die Longobarden in diesem Sitze niedergelassen und welch' zahlreiches Volk sie hier angesiedelt.

Auch die weitere Geschichte der Stadt im Mittelalter ist ein sehr deutsches, etwas knorriges Gewächs. Aber wie man in Trient gerne ganze Länder herträumt, so versteht man dort auch das ganze Mittelalter wegzuträumen. Es ist indessen ganz gewiß, daß Kaiser Konrad II. (1027) dem Bischof die Grafschaft oder das Herzogthum Trient verlieh und dieß war der Anfang seiner deutschen Reichsstandschaft. Die Bischöfe waren allweg gute deutsche Männer, meist aus dem fürnehmsten tirolischen Adel und wenn sie ihre Burgen in dem zweisprachigen Gebiete gegen die italienische Gränze hin zu Lehen gaben, so setzten sie jeweils die Bedingung, daß sie durch Kauf, Heirath oder Erbgang nie an Lombarden oder Veroneser fallen durften. Später wurde dieß mit den Grafen von Tirol vertragsmäßig festgesetzt und die Bischöfe mußten sich auch verpflichten, an ihrem Hof immer mehr „rechtschaffene und ehrliche Deutsche“ als Fremde anzustellen.

Die erste Rolle in der Geschichte von Trient spielten von Alters her die Grafen von Tirol, welche des Bisthums Schirmvögte waren, die alten humfriedischen sowohl, als die Görzer und später die Herren von Oesterreich. Wie die Schauenburger Grafen einst an der Eider gegen das Vordringen des dänischen, so kämpften die Tiroler Grafen an der

Etzsch ohne Unterlaß gegen das wältsche Element, nur daß jene viel mehr Dank und Ruhm dafür geerntet. Diese Schirmvögte klopften zwar oft mit gewaltigen Fäusten auf den Bischof und die Stadt, aber durch ihr Dichten und Trachten geht immer der feste Sinn, nicht allein für sich die Gewalt, sondern auch dem Reiche das Land zu erhalten.

Das Gebiet des Bisthums war übrigens so zerrissen und zersplittert, wie ein Bücherschrank, in dem eine Bombe geplatzt, überall nämlich durchsetzt und durchsprengt von den Klemtern, Gerichten, Burgen, Festen und Höfen der Grafen von Tirol, welche damals schon darüber hinaus bis an den Gardasee und bis an die Veroneser Klause reichten. Es begab sich öfter, daß jene die ganze Verwaltung des Bisthums mit Gewalt in die Hand nahmen und daß der Kirchenfürst nur unter den lästigsten Bedingungen den Nießbrauch seines Ländchens wieder erhalten konnte. Dem ersten Oesterreicher Herzog Rudolf z. B. gelobte der Bischof und das Capitel (1363), ihm als ihrem Herrn zu dienen und zu helfen gegen jedermann — nur nicht gegen den Stuhl zu Rom. In allen Städten und Burgen des Gotteshauses sollten nur solche Pfleger und Hauptleute eingesetzt werden, welche der Herrschaft genehm und diese sollten schwören, dem Herzoge zu dienen, auch wenn ihm der Bischof feindlich wäre.

Im Schlosse Buon Consiglio zu Trient hielt der Herzog als Landesfürst seinen Hauptmann, der eigentlich die Geschäfte im Namen des Gebietigers führen sollte und den der gute Kirchenfürst noch selbst besolden mußte. Diese Verträge wurden noch oft erneuert und bestanden, wenn auch später viel bestritten, bis das Bisthum 1803 mit der

Grafschaft Tirol vereinigt wurde. Nach altem Herkommen mußten ferner von den achtzehn Domherren des Hochstifts ihrer zwölfte der deutschen Nation angehören und auch die sechs wältschen durften keine fremden, sondern nur aus den Unterthanen des Bischofs sein. Daß dieser und sein Capitel auch tirolische Landstände waren und die alten Landtage fleißig besuchten, ist bekannt. Ebenso war das Stift im Steuer- und Zollwesen, wie im Fach der Landesvertheidigung mit der Grafschaft Tirol in innigstem Verbande. Diese Verhältnisse sind sehr gut beschrieben in einem Heftchen, welches Joseph Durig vor zwei Jahren zu Innsbruck herausgegeben hat und das den Titel führt: „Ueber die staatsrechtlichen Beziehungen des italienischen Landes- theils von Tirol zu Deutschland und Tirol.“

Hiezu kommt aber noch, daß das älteste Stadt- und Landrecht des Bisthums Trient aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache verfaßt ist — ein deutliches Zeichen, daß diese dazumal wenigstens noch eben so vielen verständlich war, als die italienische. Dieser bedeutende Umstand ist von Frapporti noch zugegeben, seitdem aber öfter widersprochen worden. Noch Tommaso Gar behauptet 1858 in seinen *Statuti della città di Trento* *): von dem alten Rechtsbuch, das jedenfalls lateinisch gewesen, sei nichts übrig, als eine armselige deutsche Uebersetzung (*una povera traduzione in lingua tedesca*), die sich ein deutscher Lehensmann zu seinem Privatgebrauch habe machen lassen. Nachgerade aber sind alle Zweifel gelöst, da Dr. J. M. Tomaschek das längst verschollene Denkmal im Staatsarchiv zu Wien wieder auf-

*) *Biblioteca Trentina etc. Trento 1858.*

gefunden und stattlich, mit Einleitung und Glossar versehen, an's Licht gegeben hat*). Als dessen Grundlage läßt sich, wie der Herausgeber sagt, überall mit Sicherheit das Longobardische Volksrecht bezeichnen, wenn sich auch der Einfluß des römischen schon frühzeitig geltend gemacht.

Wer Durig's urkundliche Nachweisungen aus der Geschichte des Bisthums und das Stadt- und Landrecht in seinem alten, reinen Tiroler Deutsch gelesen, der wird nur lächeln können, wenn die Trienter sich jetzt gerade so gebärden, als hätten sie nie vom Lande Tirol gehört und als wären sie nur durch die rohe Rücksichtslosigkeit des Reichsdeputationsrecesses mit dessen unbekanntem wildfremdem Volk zusammengekuppelt worden. Wenn man das Ländchen damals nicht irgendeinem unglücklichen depossedirten Prinzen aufhängen wollte, so mußte es nach seiner natürlichen Schwere dahin fallen, wohin auch das Schwesterbisthum Brixen fiel, nämlich an die Grafschaft Tirol, zu welcher ja die südlicher gelegenen Landschaften, die „wälschen Confluen," Roveredo und Umgebung, ohnedieß schon gehörten.

Der große Dante bezeichnet in seinem Buche *de vulgari eloquio*, dessen Latein übrigens fast schrecklicher ist, als seine Hölle, den Dialect von Trient wegen seiner Mischung mit unreinen (wahrscheinlich *tubesquen*) Substanzen als ein *vulgare turpissimum*, das kaum für italienisch gelten könne. Dem entgegen sagt Frapporti: dieser Ausspruch sei die einzige menschliche Schwäche an dem erhabenen Florentiner, denn der Dialect von Trient sei wegen seiner *purità ed eccellenza meritamente il terzo d'Italia*. Die

*) Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 26. Bd. Seite 67 u. ff.

Bedeutsamkeit dieses großen Wortes können wir in Deutschland zwar kaum würdigen, da wir unsere Dialecte nicht zu numeriren pflegen, aber die Parabel vom verlorenen Sohn, welche Dr. Perini in seinem *Trento e suoi contorni* (Trient 1859) nach Trienter Mundart vorführt, klingt sehr angenehm und verständlich. Wie uns die Eingebornen versichern, ist dieser Dialect so spitz geschliffen oder, wenn man will, so abgerundet, daß man darin auch die vernünftigsten Gedanken, die man etwa haben möchte, seinem Nebenmenschen ohne Anstand mittheilen kann. Und wenn die schönen Italienerinnen von Trient sich freundlich plaudernd in Parabeln oder andern Redefiguren ergehen, so soll es ein wahrer Hochgenuß sein.

Die heiligen Väter jenes welthistorischen Kirchenraths nannten das ehrwürdige Trient in der Einleitung zu ihren Sitzungsberichten eine *sentina Germanorum et Itolorum*, einen zusammengeschwemmten Anflath von Deutschen und Italienern, was wenig Dank für die genossene Gastfreundschaft und wenig Achtung vor den Tugenden der Gastfreunde verräth. Vermuthlich wußten aber die damaligen Trienter auch von den zusammengeschwemmten Gottesgelahrten manches Mißliche zu erzählen; denn im heiligen Dufte der Concilien verlegte man sich bekanntlich nicht allein auf die Ergründung der göttlichen Geheimnisse, sondern auch auf manche Nebengeschäfte, die damit nicht gerade in unmittelbarem Zusammenhang standen. Wie dem auch sei, wenn man alles Gesagte zusammendenkt und dabei erwägt, daß die Bevölkerung einer jeden Stadt sich zunächst aus ihrer Umgebung ergänzt, daß also das deutsche Fischland und die früher viel mächtigern deutschen Niederlassungen in den östlichen Gebirgen gewiß immer zahlreichen

Zuschuß geliefert, so kann man sich über die Zusammensetzung der Einwohnerschaft von Trient leichtlich Rechenschaft geben. Das deutsche Element ist daselbst auch jetzt noch lange nicht ausgestorben. Wir treffen vielmehr, durch die hellen Straßen dieser glänzenden Stadt hinwandelnd, allenthalben auf deutsche Schilder und deutsche Namen. Und wie viele solche mögen in frühern Jahrhunderten, wo der Bürger auf die Erhaltung des Familiennamens so wenig Werth legte, einfach gegen italienische ausgetauscht worden sein!

Was? Könnte nun ein echter Trienter, ein *Staltanissimo* entrüftet ausrufen — was? Wir sollten nicht, wie wir uns doch täglich vorsagen, vom *semo puramente latino*, von rein lateinischem Samen sein? Nein, könnte man darauf antworten, das seid ihr nicht und das ist gerade euer Glück. Der letzte *semo puramente latino*, der letzte rein lateinische d. h. römische Same, wie er sich am Ende der Kaiserzeit, als die Germanen kamen, herausgebildet hatte, alle diese *Consulares*, *Senatores*, *Präfecti*, *Quästores*, *Referendarii*, *Vicarii* u. s. w. — von dem süßen Pöbel gar nicht zu reden — das war ja bekanntlich ein durch fünfhundertjährigen Tyrannendruck, in ergaunerten und geraubten Reichthümern, in Ausschweifungen, Lastern und Unthaten jeder Art herabgekommenes, nichtswürdiges Gesindel — kein Ahnenvolk, auf das man stolz sein könnte. Das Beste an den modernen Lateinern ist jedenfalls ihr deutsches Geblüt und es ist wirklich zu verwundern, daß die Italiener jetzt, nachdem sie etwas geworden, nicht lieber an den Freiheitsfinn der edlen Gothen oder an die rauhe aber tüchtige Natur der Longobarden anknüpfen, als an jene ausgelaugte verkommene Race.

Unsere lateinischen Nachbarn über dem Rhein haben schon einmal ein ganz interessantes und belehrendes Experiment gemacht. Sie haben nämlich eine Linie ungefähr von der Normandie in die Provence gezogen und herausgebracht, daß die Staatsmänner, Gelehrten, Dichter, Maler, Bildhauer, Entdecker, die Marschälle und die Tanzmeister, kurz alles, was Frankreich Ruhm und Ehre gebracht, zu neun Zehnthellen östlich jener Linie geboren sei. Westlich jener Linie liegt aber die stark germanische Hälfte von Frankreich, d. h. jene Landschaften, in welchen sich die Franken am zahlreichsten niedergelassen, weil sie ihnen am nächsten lagen.

Unsere Nachbarn jenseits der Veroneser Klause können nun ohne alle Unkosten dasselbe belehrende Experiment auf eigenem Grund und Boden anstellen. Sie dürfen nur eine Linie von Ancona etwa nach Terracina ziehen und sie werden mit Bewunderung finden, daß die Staatsmänner, Gelehrten, Dichter, Maler, Bildhauer, Entdecker, die Feldherren, ja vielleicht sogar die Heldentöne und die unvergleichlichen Sopranistinnen, diese Wunder Gottes, kurz alles, was Italien Ruhm und Ehre gebracht, zu neun Zehnthellen nördlich von jener Linie geboren ist. Nördlich von jener Linie liegt aber die stark germanische Hälfte von Italien, d. h. jene Landschaften, in welchen sich die Gothen und Longobarden am zahlreichsten niedergelassen, weil sie ihnen bei ihrem Einzug am nächsten lagen. Ja Dante, Petrarca, Boccaccio, Raffael, Michel Angelo u. s. w., kurz alle diese italienischen Nordländer wären gar nicht denkbar, wenn nicht die Germanen Jahrhunderte vorher den faulen lateinischen Samen aufgefrischt und veredelt hätten.

Wir jetzt Lebenden Germanen können zwar nichts für alle diese Verdienste unserer wackern Ahnen, aber ein gemüthliches Wort läßt sich mit den Italienern doch erst reden, wenn sie einmal einsehen, was sie den „Barbaren“ verdanken. Nachher wird man sich in vielen Dingen leicht verständigen können. Am leichtesten mag dieß in literarischen Sachen abgehen. Den Dante lesen wir ohnehin schon mit einander; für Petrarca's Sonette, deren längst geahnte Langweiligkeit endlich auch gediegene Forschung klar gestellt, bieten wir ihnen Rückert's, Heinrich Heine's oder Geibel's Liebeslieder und den Boccaccio können sie selber lesen oder darlesen, soweit es ihnen und ihren Flammetten anständig erscheint. Und was sie sonst aus unserm literarischen Hausrath benutzen wollen, das soll ihnen von Herzen vergönnt sein!

Es können auch die deutschen Tiroler von den wältschen und diese von jenen manche gute Eigenschaften annehmen. Erstere würden z. B. nur gewinnen, wenn sie sich die Mäßigkeit und die energische Thatkraft der letzteren angewöhnten und diese könnten von jenen Anstand und Lebensart lernen, so daß sie endlich einsehen, wie barbarisch es ist, die friedlich lebenden Deutschen in Trient oder Roveredo durch Ausspucken, Nachschreien und durch andere billische Insulte zu reizen oder Frauen und Kinder durch Betarden zu erschrecken.

Es ist sehr unangenehm für die Trienter in ihrer Verehrung des lateinischen Samens, daß sie alles, was sie ändern voraus haben, doch eigentlich den Deutschen verdanken. Unter den Römern glimmerte ihr Städtchen noch mit sehr schwachem Licht und erst unter den Longobarden wurde es eine bedeutende Residenz, deren Name durch ganz

Germanien und Italien ging. Ein besonders guter Jahrgang für die Stadt war aber der eintaufendundsiebenundzwanzigste nach der Geburt unseres Herrn, weil dazumal, wie schon gemeldet, Kaiser Konrad II., der rühmliche Sackier, den Bischof Ulrich zum Herzog von Trient und dadurch zum Fürsten des deutschen Reiches erhob. Hiemit war eine Art von Souveränität geschaffen und ein Particularismus, der dem Gemeinwesen einen großen Vortheil brachte. Diese Selbständigkeit war aber nur im deutschen Reiche möglich, denn in Italien wollte der Krummstab als Landesherr gar nie gedeihen. Hätte nicht Kaiser Konrad das Füllhorn seiner Gnaden über das kleine Tridentum ergossen, so wäre es wahrscheinlich eine öde venetianische Provinzialstadt geworden und müßte sich jetzt mit dem bescheidenen Ansehen begnügen, welches Belluno, Bassano, Treviso und andere solche Ortschaften von ungefähr gleicher Volkszahl in der Welt genießen. Wenn es sich also diesen voraus zu sein bedünkt, so hat es den Vorzug nur seiner Verbindung mit Deutschland zu danken.

Und endlich wieder im vorigen Jahrhundert, als es unter dem milden Krummstab gemüthlich eingeschlafen war und der gelehrte Abbate Tartarotti von Roveredo zu allgemeiner Bestärkung selbst seine Heiligengeschichte als apokryph darstellte, fand es neues Leben und Trost nur im deutschen Reich. Es war nämlich 1790, als Kaiser Joseph II., allzeit Mehrer des Reichs, zu seinen Vätern versammelt und unser allerhöchstselig in Gott ruhender Kurfürst und Herr, Karl Theodor, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Ober- und Niederbayern ic., Reichsvicar war, daß sich etliche Duzend Honoratioren von Trient seinem Thron mit der Bitte näherten: er wolle ihren Heerschild zu erhöhen

und ihnen Titel und Würden der Grafen des heiligen römischen Reichs zu verleihen geruhen. Und der Reichs-
vicar, als er sich überzeugt, daß sie die Taxen zu bezahlen
und die erbetenen Titel wirklich mit Geschick zu führen
wissen würden, that nach ihrem Willen und erhöhte ihren
Heerschild, also daß sie noch jetzt sprüchwörtlich nach dem
Jahr ihrer Epiphanie die Conti di Nonanta genannt wer-
den. Und da ein Adel immer etwas schönes ist für eine
Stadt, so verdanken die Trienter auch diese Zier nur ihrer
innigen, damals so hochgeschätzten Verbindung mit dem
heiligen römischen Reich deutscher Nation, welches sich ihnen
noch in seinen letzten Zuckungen wohlthätig erwies und
der guten Meinung, welche der Kurfürst von Pfalzbayern
über ihre Würdigkeit gefaßt, denn der Löwe von S. Marco
würde sie vielleicht nicht so hoch angeschlagen haben. Da-
nach hätten sie uns eigentlich dreifach Revanche zu geben,
nämlich für ihre erste Größe, für ihre alte Selbständigkeit
und für ihren neuen Glanz. — Es will uns ferner be-
dünken, daß in dem zierlichen Trient auch mehr Streben,
mehr Geist, mehr „brio“ zu bemerken sei, als in den
nahen Städten jenseits der Berner Klause, als zu Verona,
Vicenza, Mantua, Modena u. s. w. Wenn dieß richtig,
worüber wir uns gern belehren lassen, so rührt dieses
Phänomen wohl ebenso wenig von den „tirolischen Frei-
heiten“ her, als von dem seme puramente latino, sondern
vielmehr von der glücklichen Mischung mit deutschem Blut,
welche hier an der Gränze mehr als innen im Lande zu
allen Zeiten vor sich gegangen ist.

Daß man sich dem Gemeinwesen zu Trient nützlich
erweisen könne, ohne gerade vom reinsten Geblüt zu sein,
zeigt übrigens auch das Beispiel des lebenswürdigen

Italianissimo Tommaso Gar, jetzt zu Neapel, welcher früher als Archivar der Stadt deren Denkwürdigkeiten in den achtzehn Hefen seiner Biblioteca Trentina nicht ohne eigene Opfer herausgegeben und sich so um deren Geschichte hoch verdient gemacht hat, obgleich seine Voreltern nicht etwa am Tiber oder am Arno, sondern zwischen Sar und Donau, nämlich in dem nibelungischen Plattling zu Hause waren.

Seit etwa zwanzig Jahren haben die Wälschtiroler angefangen, über Vernachlässigung und Hintanzetzung im Verhältniß zu ihren deutschen Brüdern sich klagend an die Welt zu wenden. In der Vertretung auf dem Landtag waren sie auch wirklich benachtheiligt, denn das hochbedeutende Trient und Riva (zusammen wohl 15,000 Einwohner) hatten nur einen Abgeordneten zu stellen, gerade so viel und nicht mehr als die Stadt Glurns, das alte Nestchen und rotten borough im Vinschgau, mit nur sechshundert, allerdings sehr braven Einwohnern. Als Kaiser Franzens Weisheit nämlich die Magna Charta von Tirol revidirte, glaubte sie die Zahl der Stimmen in jedem der vier Stände auf dreizehn festsetzen zu müssen und da die alt-tirolischen Städte auf ihrer Bank deren schon zehn in Anspruch nahmen, so wurden die neutirolischen, um jene heilige Zahl nicht zu überschreiten, sehr stiefmütterlich bedacht. So hatten auch die ehemaligen Städte des Fürstbischofs von Brixen, nämlich Brixen, Brunecken und Klausen, nur ein Mitglied in's Innsbrucker Parlament zu wählen, sie scheinen aber dieses Nationalunglück mit viel mehr Seelengröße ertragen zu haben, als die ehemaligen Bischöflicher im Süden. Wie dem auch sei, trotz dieser und anderer Klagen sagte Dr. Johannes Schuler eines Tags im Frank-

furtler Parlament ganz offen: die beiden Hälften seines Vaterlands kämen ihm bei alledem doch nicht anders vor, als wie zwei — Kinder (mein' ich), die bisher an demselben Joch gezogen. Dieses bukolische Gleichniß haben ihm zwar manche seiner Landsleute sehr übelgenommen, allein es birgt doch in alpenhafter Hülle einen wahren Kern. Das „System“ wirkte eben gleich schlecht auf die Wälſchen, wie auf die Deutschen. Daß sich jene über Mißgunst oder Neid von dieser Seite mit Recht beklagen könnten, ist immerdar bestritten worden. Es liegt uns darüber ein älteres Schriftchen vor: „Il Tirolo italiano ne' suoi rapporti col Tirolo tedesco“ (Trient 1862), und ein ganz neues: „Die wälſchtirolische Frage“ (Innsbruck 1866), welche beide die Wälſchtiroler über die Leichtfertigkeit ihrer Klagen aufzuklären suchen. Wenn Seidenzucht und Weinbau nicht so glänzend stehen, als zu wünschen wäre, so seien einmal die Krankheiten der Würmer und der Trauben schuld, welche man den Deutschen doch wohl nicht zuschreiben könne; erstere aber sei überdies gesunken, weil ihre Pfleger zu indolent geworden und den Wettlauf mit den strebsamern Lombarden, Rheinpreußen, Sachsen u. s. w. nicht mehr aushalten können; letzterer trage wenig ein, weil man ihn nicht verstehe. In beiden Stücken von der Vereinigung mit Italien Heil zu erwarten, sei unverständlich, weil dort weder für tirolische Seide noch für tirolischen Wein ein Absatz zu hoffen. Als gewiß aber sei vorauszusehen, daß die schönen Wälder, die da und dort noch vorhanden, ohne Schonung für das unsichere Gränzland zum Besten der italienischen Dreimaster abgetrieben und die Berge so kahl und unfruchtbar würden, wie sie in andern süblichen Alpengegenden schon lange

sind. Mehrere ähnliche Betrachtungen mögen dort selber nachgelesen werden.

Es wird den Tirolern leid thun, wenn sie den Trientern eine Bitte abschlagen müssen, aber mit der Trennung geht's nicht. Verkehr, Handel und andere Bedürfnisse der Nachbarschaft ertragen es keineswegs, daß diese schmale, lange Schlucht der Etsch, die ihre natürliche Gränze erst an der Veroneser Klause hat, in der Mitte unterbunden, daß da Schlagbäume errichtet werden, verschiedene Staaten, ihre Geseze und Ordnungen aufeinanderstoßen und sich gegenseitig beengen. Dieser dünne, aber interessante Landfaden ist kein Sprungseil für politische Akrobaten, sondern verlangt Ruhe, Eintracht und ein homogenes Regiment.

Die Herren von Trient wissen auch gar wohl, daß sie die Gemüther des Trentino nicht gar alle für sich haben. Roveredo zwar, dessen einst so schöne Industrie zumeist von Deutschen gegründet worden, das sehr viele deutsche Familien zählt und früher immer für philogermanisch galt, Roveredo scheint jetzt auch den Einladungen aus dem Süden mehr Gehör zu schenken, als den Mahnungen an die alte Bruderschaft, die aus dem Norden kommen. Aber ganz anders steht es auf dem Lande, d. h. im Gebirg. Nicht bloß die Longobarden von Zufarn und Palai fühlen deutsch, auch die verlorenen Germanen in Terragnolo und Ballarsa gedenken gern ihrer alten Sprache und ihrer Schwertmagen an der obern Etsch. Sie haben auch ihre Anhänglichkeit an das Land Tirol zu großem Herzeleid der Trienter Patrioten schon etlichemal gar kräftig durch die That erwiesen. Die italienischen Kleinsers schützen wollten im letzten Sommer sogar gegen die Garibaldiner ausziehen — ein Spectakel, das nur der Rath eines weisen Mannes ver-

hindert haben soll. Auch die Mousberger gedenken mit den deutschen Nachbarn zusammenzubleiben, mit denen sie achthundert Jahre lang Freud' und Leid getheilt. Sie fürchten, sagt das deutsche Schriftchen, wenn die Revolution der Signori durchginge, so könnte es ihnen leicht begegnen, daß sie alle Heloten werden müßten. Sie fürchten, so wenig die „Freiheit,“ den armen Coloni in dem italienischen Flachland bisher einen guten Tag gebracht, so wenig würden dann ihre Rosen blühen. Die Signori von Trient sind nicht überall so hochgeschätzt und so beliebt, wie an dem Hofe des siegreichen Victor Emmanuel. Die Ritter haben es auch in Wälschtirol mit den Bauern sehr gründlich verdorben. Im Ganzen konnten auch die Verührungen mit den Liberatoren im letzten Sommer nicht sehr günstig auf die italienischen Sympathien wirken. Die Garibaldiner übersahen — wie die Bayern zu ihrer Zeit — daß man als Neuling im fremden Land manches Vorurtheil zu schonen habe. Indem die Helden zu Darzo die Stühle aus der Kirche warfen, um nach dem Klange der Orgel Cotillon zu tanzen, zeigten sie viel zu wenig Rücksicht gegen die Diener des Herrn, die ihnen so fleißig vorgearbeitet. Ebenso war es offenbar nicht gut berechnet, als einmal zu Conbino sechs solcher Befreier am hellen Tag in altspartanischer Gala, d. h. zwar nicht gesalbt, aber doch sonst ganz nackt, feierlich durch die Straßen marschirten. Auch in der Bassugana, wo bekanntlich General Medici mit regulären Truppen eingezogen, bemerkten die Bauern mit Erstaunen, daß die Culturvölker das Kriegshandwerk durchaus nicht angenehmer zu betreiben wissen, als die „Barbaren.“ Als die Oesterreicher wieder herankamen, drängten sich die schlichten Landleute um ihren Befehlshaber, den Freiherrn

von Kuhn, um ihm die Hand dafür zu drücken, daß er sie von ihren Befreiern befreit. Aus allen Fenstern flatterten wieder tirolische Fahnen und österreichische Farben. Zwar darf man auch hier wohl sagen: *nimum ne crede colori*; denn bei der Beweglichkeit dieser südlichen Charaktere läßt sich das künftige Verhalten schwer errathen. Mit Geschicklichkeit ist da viel auszurichten. Der Landmann ist arm und hängt gern denen an, die ihn reich zu machen versprechen. Er hat sonst einen guten Sinn, kann sich aber nicht zur Geltung bringen und wird von der Intelligenz der Honoratioren allenthalben gehänfelt. Viel wird auch darauf ankommen, wohin sich der liebe Gott und seine heilige Kirche wendet. Der liebe Gott zu Trient denkt aber gewöhnlich italienisch.

Die gewünschte Entlassung aus dem Gebietsverband der deutschen Nation werden also die Trienter hoffentlich nicht erhalten; aber sonst können wir in vielen Stücken mit ihnen sympathisiren. Es ist z. B. ganz begreiflich, daß sie ihr italienisches Licht weit über die tirolische Finsterniß setzen und einen großen Werth darauf legen, von der dort herkömmlichen Dunkelheit nicht auch überschattet zu werden. Dieses haben sie schon im Jahr 1848 erklärt und wer in jener Zeit die Proclamationen las, die aus Wälschtirol herauskamen, der wird gestehen müssen, daß — abgesehen von den Trennungsgelüsten — viel mehr politisches Verständniß darinnen lag, als z. B. in den Meinungen und Ansichten, welche damals der sonst achtbare Landmann und Landstand Josef Ladurner, „Huber unterm Baum zu Algund,“ in dreißigtausend Exemplaren „als Hülfseruf“ in die Welt gehen ließ. Die gebildeten Männer von Wälschtirol stimmten da vollständig mit den

gebildeten Männern von Vorarlberg zusammen, welche die ganze tirolische Ständewirthschaft, bei der sie mitzuthun eingeladen waren, diese „ehrwürdigen“ Satzungen aus der Metternich'schen Mache, oder vielmehr „das feudale, ruinöse Castell,“ als einen nichtswürdigen Schund erklärten, der nie etwas geleistet habe und nie etwas leisten werde. Wenn man in Trient über das Concordat nicht so correct denkt, wie zu Brixen, so wird das wenigstens nicht hindern, sich mit den Bozenern und Innsbruckern zu verständigen. Eine Hauptbedingung werden aber die Trientiner immer setzen dürfen, nämlich die einer raschen Auferstehung der Freiheit und einer weisen standhaften Politik in Oesterreich. Wenn dieses schöne Kaiserthum, wie die frommen Väter bei der Prozession zu Echternach, immer einen Schritt vorwärts thut und zwei zurück, so kann es einmal über Nacht verloren sein.

Der „katholische Conservatismus,“ den die Tiroler Ultramontanen als die letzte Cur für den Leidenden empfehlen, hat die Bourbonen zu Grunde gerichtet, thut im Kirchenstaat nicht gut und wird den Habsburgern künftig ebenso wenig nützen, als er ihnen bisher genützt hat. (Wir haben ihn unter dem seligen Abel auch in Bayern genossen, er ist aber so jämmerlich abgestunken, daß jetzt keiner mehr dabei gewesen sein will, der damals mitgethan; nur in den Schulen, Gymnasien und Universitäten hat man den Geruch noch lange nachher verspürt.) In Deutschtirol bekennet man öffentlich, daß das Land jetzt volkwirthschaftlich vollkommen abgehaust sei, daß Noth und Armuth sich täglich mehren. Wenn man aber diese Zustände bessern will, so wird nichts helfen, als die Intelligenz, die — wie die Klerikalen sagen — infernalische Intelligenz. Wenn

man erfährt, daß man um einen Groschen einen Hut voll Käse wegzuziehen darf, so kann man sich einen Begriff machen von den trefflichen Erzeugnissen und dem Nutzen der dortigen Alpenwirthschaft. Ebenso ist der Ackerbau zurück und selbst die Weincultur läßt sehr viel zu wünschen übrig^{*)}. Unter anderm könnte man den Meraner Gothen

*) Als der Vater einer rationellen Landwirthschaft in Tirol ist unser Zeitgenosse Herr Adolph Trientl, ein Curat aus dem Seldrainer Thale, zu betrachten. Er scheint sich von Jugend auf mit diesem Fache vertraut gemacht und sich tief hineinstudirt zu haben. Im vorigen October ließ ihm nun die Kaiserin Mutter Karolina Auguste ein Geschenk von 200 fl. zustellen und ermunterte ihn, seine Kenntnisse und Erfahrungen dem Vaterlande nutzbar zu machen, welcher Aufforderung der Curat mit Freuden entsprach und sofort als landwirthschaftlicher Reiseprediger auftrat. Er durchwanderte im Winter ganz Deutschtirol und hielt in allen größern Orten eingehende Vorträge, welche von den Landleuten mit Eifer begangen und angehört wurden. Es war der erste Versuch, den unwissenden Bauern, der sich bisher den schwachen Bestrebungen einiger gebildeter Landwirthe ganz ferne gehalten hatte, mit den Ergebnissen der neueren Wissenschaft zu befreunden. Herr Trientl beschrieb dann seine Wanderung im Tiroler Boten und man sieht aus dieser Beschreibung leider, mit wieviel Unvernunft, Trägheit und Schmutz ein dortiger Prediger auf diesem Felde noch zu kämpfen hat. Herr Trientl aber war nicht blöde, sondern sprach mit gewaltiger Aufrichtigkeit von der heillosen Düngherwirthschaft, von der gemeinschädlichen Behandlung der Wälder, wie von dem Verderbniß der unzähligen Feiertage; sagte auch seinen Landleuten unumwunden, sie würden aus ihren bebauerlichen Zuständen nicht mehr herauskommen, wenn sie sich nicht nach den Lehren Liebig's richteten und von seinen großen Entdeckungen Gebrauch machten. Diese Vorträge sollen zwar den Bauern, aber sonst nicht jedermann gefallen haben. Einige Herren aus andern Ständen sagt man, konnten nur mit Angst betrachten, wie „die infernalishe

in schonender Weise auch heibringen, daß sie in Speis und Trank die größte Mäßigkeit einführen sollen, vorausgesetzt nämlich, daß sie ihre schönen Höfe nicht an die karglebenden, knauserigen Wälschen verlieren wollen, die das Arbeiten weit vor das Beten setzen. Diese unsre lieben Meraner Gothen sind eigentlich herabgekommene Grands Seigneurs, die ihren Hofhalt noch immer nicht einschränken wollen, obgleich sich die Zeiten leider sehr und sehr zu ihrem Nachtheil geändert haben. Es erinnert zwar an „hellenische Lebensherrlichkeit,“ wenn man im Jahr hundert Feiertage — zur Hälfte in der Kirche, zur Hälfte im Wirthshaus — begeht und es zeugt von germanischem Wandertriebe, wenn sich die halbe Familie, so oft ein Kindlein am Durchfall leidet, auf die Wallfahrt begibt, aber diese Uebungen und Gepflogenheiten wird man schwerlich halten können, wenn man sich selbst erhalten will. Solange man aber jeden Unverstand als fromme Denkungsart, jeden vernünftigen Gedanken als Freimaurerei betrachtet,

Intelligenz,“ die man bisher so sehr gesirchtet, jetzt selbst von einem Curaten im Lande verbreitet, wie Zweifel und Unglaube an die Vortrefflichkeit der Ueberlieferung nicht bloß mehr in Büchern, welche niemand lese, niebergelegt, sondern durch einen Geistlichen von Ort zu Ort haufirt werden. Wie leicht könnte es geschehen, daß solche Skepsis auch auf andere Gebiete überginge? Besser schlechte Ernten, als einen wankenden Glauben! Und doch scheint mehr und mehr die Ansicht durchzubrechen: wenn alle Jahre so vier oder fünf Curaten von der Denkungsart dieses Herrn Trientl in die reformirten Cantone der Schweiz gingen, deren Landwirtschaft jener so hoch zu schätzen weiß, und da Kenntnisse und Lehren sammelten, um sie in ihrem Vaterlande zu verbreiten, so könnte dieß viel mehr Nutzen stiften und Wohlstand herbeiführen, als zehn Wallfahrten nach Loretto oder St. Jago de Compostella.

wird das reichbegabte Volk immer in seiner Verkümmernng bleiben. Wir haben zwar was Unterricht und Bildung des Bauernstandes betrifft, in Altbayern noch mit mächtigem Besen vor der eigenen Thüre zu kehren, aber dort drinnen pressirt's viel mehr, weil die fleißigen, strebsamen Wälschen bereits über die Marken hereinfluthen. Es muß bald anders werden — es muß bald ein heiliger Nemigius aufstehen, der dieß Volk zu neuem Leben tauft und ihm zuruft: *Incende quod adorasti, adora quod incendisti.*

Wenn sich diese Wandlung vielverheißend anbahnt, wird's vielleicht auch den Trientern besser gefallen im Lande Tirol. Sie werden selber zugestehen, daß man sie trotz der Absagebriefe, die sie von Zeit zu Zeit nach Innsbruck senden, immer noch mit Sammetpfötchen hätschelt und begütigt. Man will alle ihre Klagen beseitigen, soweit es immer möglich. Man legt allenthalben und namentlich in den liberalen Kreisen den größten Werth auf ihre freundliche Theilnahme an der tirolischen Wiedergeburt. *Utinam noster esses!* — sagt der deutschtirolische Liberalismus gar freundlich zu dem widerspenstigen Gegenpart im Süden. Sie könnten in Tirol vielleicht die ersten sein, während sie in Italien wahrscheinlich die letzten werden.

Schmeichelt's euch denn gar nicht, das tirolische Straßburg vorzustellen und wie dieses, trotz der andern Sprache, dennoch eine fürnehme Stelle im Land einzunehmen? Und da wir die Ausbeute unsrer wohlgepflegten Studien auch gerne nach Hesperien verbreiten möchten und da ihr meistens sehr gut deutsch spricht, so könntet ihr ja unsre Erzeugenschaften nach dem warmen Süden tragen und alles geniale, was dort entsteht, wieder dem kalten Norden überbringen. „Welch' schöner Beruf der Träger dieser Ver-

mittlung zu werden!" Und gerade für euern heißen Durst nach Wissen hätten wir in Deutschland so manchen kühlen Trunk!

Neidlos rühmen auch alle Deutschen, die bei den Trientern zugesprochen, die Eleganz ihrer Kaffeehäuser und Alberghe, welche die deutsche Keilichkeit angenommen, während die des deutschen Etchlands oft in wällichem Schmutz erglänzen, neidlos die Hoheit ihrer Paläste und den mystischen Zauber ihres lombardischen Doms, den aber die deutschen Bischöfe erbaut. Das vornehme Air ihrer Lucretien und Cornelian — so lassen sich nämlich die Römerinnen von Trient am liebsten taufen — und den holden Rhythmus ihres Ganges haben schon mehrere unsrer Scribenten mit Bewunderung geschilbert. Auch manch' deutschtirolischem Jüngling haben jene Jungfrauen schon die zartesten Gefühle eingeflößt und das beiderseitige Connubium war noch niemals ganz sistirt.

Die Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem italienischen Reich beseligt zwar sehr edle Herzen, allein um ein triviales Sprüchwort zu citiren: es ist nicht alles Gold was glänzt. Wenn Italien, wie uns neulich das „Diritto“ versicherte, wenigstens jetzt wirklich eines der schlechtest regierten Länder Europa's ist (*l'Italia è almeno per ora uno dei paesi peggio governati d'Europa*) so brauchen die Trienter fürwahr nicht über die Gränze zu laufen, um in die „Gesellschaft der Unglücklichen“ einzutreten. Wenn sie wirklich so unwiderstehlich wünschen, in wankenden Staatsgebäuden zu wohnen, wenn sie nur unter Steuerdruck und Nationalschulden glücklich zu werden hoffen, so mögen sie an unserm Goethe denken, der ja immer sagte: Sieh', das Gute liegt so nah! Die Neurömer haben mit

den Neugriechen die hohe Selbstschätzung, den Haß gegen die „Barbaren,“ die ihnen freilich längst 'mehr als ebenbürtig geworden, und die Anlage zum Enthusiasmus, zum opferfreudigen heroischen Enthusiasmus gemein, aber es fehlt ihnen beiden das Geschick zum häuslichen, werktäglichen Staatsleben, das auch seine Entsagung fordert, wie jedes andere Leben. Das äußerlich schnell aufgeschossene, innerlich durch langen Druck sehr bresthafte Volk kann demnächst noch allerlei Schicksale erleben, von denen es sich jetzt in seinen hesperischen Flitterwochen gar nichts träumen läßt. Während nachgerade alle politischen Operngucker auf Wien gerichtet sind, um zu betrachten, wie die schöne Frau Austria melodramatisch auseinander falle, könnte es sich leicht begeben, daß die größeren Kracher ganz wo anders laut werden. In solchen Zeitläuften dürften sich die Trienter Glück wünschen, wenn ihre Stadt keine von den hohen Eichen ist, in die der Blitz fährt, sondern im tirolischen Chiaroscuro als bescheidene Rose blüht, die jeder gerne begießt. Und drum glauben wir zum Schlusse ihnen wohlwollend zuzurufen zu dürfen: Bleibl bei uns, denn es will Abend werden!

